

Zeitschrift: Die Berner Woche
Band: 29 (1939)
Heft: 38

Artikel: Ein Zweikampf
Autor: Zinniker, Otto
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-648517>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 09.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Ein Zweikampf

Von Otto Zinniker

Es ist heute ein letzter heißer Spätsommertag. Das sonst so lebendige Städtchen ist wie ausgestorben. Ueber dem mittelalterlichen Kopfsteinpflaster der Gassen flimmert der Sonnenglast, und an der grau und gelblich getönten Patina der dem Marktplatz zugekehrten Häuserfronten webt ein feines Licht- und Schattenspiel. Die zurückgestrahlte Glut verzaubert das Nest in einen südlichen Ort. Aus schattigen Krämerläden weht der würzige Geruch von Spezereien, und in der gesammelten Stille scheint die Zeit gleichsam für eine Weile stillzustehen.

In der Ecke, wo zwei Gäßchen rechtwinklig zusammentreffen, steht das Wirtshaus zum „Adler“. Handwerker und Arbeiter geben sich dort von altersher zum Abendschoppen ihr Stelldichein, tagsüber jedoch kehrt nur spärliche Gastung in der nie ganz ausgelüfteten Pinte ein. Doch heute gibt es eine Ausnahme. Denn mitten in die Nachmittagsstille klingelt das mit dem geschedten Eselchen bespannte Liliputfuhrwerk des Knoblauchhausierers Kradolfer. Während Meister Grauhohr munter und zielbewußt seines Weges tragt, daß das Klopfen der kleinsten, festen Hufe hell gegen die Mauern dröhnt, döft der ungeschlachte Fuhrmann, der um Haupteslänge über seine Mitmenschen hinausragt, geruhig auf dem Ladebrückchen, das sich unter seinem Gewicht windschief zur Fahrbahn neigt. Die langen Beine in den verschmierten Stiefeln baumeln träg über das vordere linke Rad herab und streifen bei Unebenheiten mit den Schuhspitzen den Boden. Aus dem wuchernden Wilhelm Tell-Bart ragt gelassen eine knollige Trinkernase. Auf seinem Schädeld sitzt verwegen ein schwarzer Kalabreiser nach Art der Schafhirten.

Mit einem Ruck hält das Gefährt an der Ecke vor dem Eingang zum „Adler“. Das Zugtier kennt seine Pflichten. Die Gewohnheiten seines Herrn sind ihm sozusagen in Fleisch und Blut übergegangen. Im Augenblick, da die Kummetsglöckchen ihr Klingeln einstellen, erwacht Kradolfer aus seinem Nickerchen, lüpfte sein ungewaschenes Haupt und rutscht auf die Beine. Er legt die Geißel auf die zierlich zu Zöpfen geflochtenen, in der Sonne weiß leuchtenden Knoblauchzwiebeln, brummt seinem Esel etwas zu, das sich wie ein Rosewort oder eine Bitte um Geduld ausnimmt, und verfügt sich in die Wirtschaft. Und wiederum herrscht Stille.

Aber es währt nicht lang, so hebt von der anstoßenden Gasse her aufs neue ein Bimmeln an. Diesmal ist es Rychner, der Gemüsehändler, der ebenfalls auf einem Eselgefährt dahergefahren kommt, um seine Gurken und Tomaten und seine ersten ausländischen Trauben abzusetzen. Rychner ist breitschultrig und im Verhältnis zu Kradolfer eher etwas zu kurz geraten. Aber auch er trägt längst seine Sechzig auf dem Buckel, zigeunert mit seinem Gemüse durch die Stadt und pflegt zwischen zwei Schoppen geruhig seines Schlafes. Und wehe seinem Eselchen, wenn es die Station vor dem „Adler“ übersehen würde. Seit Menschengedenken ist hier ein Löschhalt eingeschaltet worden.

Heute trifft es sich übrigens wunderbar, denn schon ist die Kollegin von der Knoblauchzunft zur Stelle. Die beiden Tiere mögen sich gut und haben von den zahlreichen Begegnungen und gemeinsamen Eckenstehereien her ein freundschaftliches Verhältnis zueinander gewonnen. Rychners Esel trippelt daher so weit an den Marktplatz vor, daß er mit den weichen Fesseln unschwer seine Schwester berühren und lieblosen kann.

Der vierschrötige Mensch, der bei der Ankunft vor dem „Adler“ wie durch magnetische Kräfte geweckt wird, springt mit einem Satz vom Wägelchen, sodaß das Ladebrückchen beim plötzlichen Wegfall des Gewichtes mit einer Seite hochfedert. Auch Rychner knurrt seinem Haustierchen ein Trostsprüchlein

ins wippende Ohr und verzieht sich mit der bereits bei Kradolfer beobachteten Promptheit ins Innere der Wirtschaft.

Als ich an diesem durstigen Nachmittag in einer Arbeitspause ebenfalls dem Gelüsten nach einer Stärkung unterliege, finde ich die beiden Männer in sonderbarer Positur. Unweit voneinander hat jeder von ihnen ein eigenes Tischchen mit Beschlagn belegt. Mit Front gegeneinander hocken sie da und — schlafen. Bei flüchtiger Betrachtung bieten sie das friedlichste Bild zweier Käuze, die kein Wässerchen mehr trüben werden. Kradolfer hat die mächtigen Arme breit vor sich auf den Tisch gelegt und den Strubelkopf wohligh in einen der aufgestrahten Rockärmel gekuschelt, während das geleerte Schnapsgläschen am äußersten Tischrand klebt und des Nachfüllens harret. Rychner dagegen sitzt eher aufrecht, den Oberkörper an die Stuhllehne zurückgeschoben und das gedunsene, rotgelaufene Haupt seitlich zur Schulter geneigt. Bei genauerem Hinsehen ist man freilich nicht ganz sicher, ob er tatsächlich eingenickt ist, oder ob er sich nur schlafend und sanft schnarchend stellt. Zuweilen scheint es nämlich, als belauere er unter dem leis bewegten Augenlid den Knoblauchkameraden und als zucke ihm die Verachtung um die Mundwinkel.

Das Servierfräulein ist vor beim Fenster mit einer Häkelei beschäftigt; gelegentlich prüft es den Pegelstand in meinem Glas oder gähnt unter der Hitze auf den leeren Platz hinab. Die beiden Krauter würdigt es keines Blickes und wird ihnen erst wieder zu Diensten stehen, wenn sie es aufbegehrerisch verlangen.

Irgendetwas beunruhigt mich. Die Atmosphäre der nach Brantwein und ausgerauchten Stumpen riechenden Gaststube ist an dem schwülen Nachmittag mit Elektrizität geladen, ein Gewitter droht, Krieg schwelt im Raum.

Unversehens bewegt Kradolfer den Moseskopf und schlägt die Augen auf. Wie er den Gemüsehändler erblickt, gibt er ein wildes Geknurre von sich, um daraufhin wieder in Gleichgültigkeit und Schlaf zu fallen. Rychner blinzelt kurz und hämisch. Sie sind wie zwei Kater, die sich raufen wollen, — der eine aufgebracht wie ein Vulkan, der plötzlich Steine und Dämpfe ausschleudert und unvermittelt wieder abbricht, der andere lautlos, spähend, zu Abwehr und gefährlichem Dreinschlagen bereit.

Ich werfe einen fragenden, besorgten Blick zur Serviertochter hinüber; sie gewahrt ihn jedoch nicht und häkelt verdrießlich weiter. Ihretwegen mag ein Erdbeben kommen und die Welt aus den Fugen heben. Sie macht sich nichts daraus.

Durch die offene Türe sehe ich die beiden Eselchen, die sich, ganz im Gegensatz zu ihren Meistern, liebevoll beriechen und befühlen. Dort ist die Unschuld, die Vernunft, der Friede, in dessen hier zwei Kerle auf der Lauer liegen, denen es die Galle reizt, die Luft der gleichen Stadt miteinander atmen zu müssen.

Eine Geringfügigkeit reizt den Krieg vom Zaun. Kradolfers Grauhohr, dem eine Fliege auffällig um die Schnauze schwirrt, schnellst mit dem Kopf nach dem frechen Insekt, sodaß die Kummetsglöckchen erschreckt anschlagen. Im nämlichen Augenblick juckt Kradolfer, der sein Tierchen am Geräusche kennt, vom Tische hoch und auf die Beine. Er zielt unsicher an Rychner vorbei zum Ausgang, wobei er, durch den Schlaf benommen, mit dem Gleichgewicht zu kämpfen hat und den Nachbar an die Seite stößt. Das ist der Funke ins Pulverfaß.

Wortlos und scheinbar ohne jeden Grund fassen sie einander an, wobei der untersekte und behendere Rychner offensichtlich im Vorteil ist. Tapfer und in halbem Ernst macht er sich an seinem Gegner zu schaffen, als sei es ihm vorläufig nur darum zu tun, genießerisch seine Ueberlegenheit und die Gewißheit des Sieges auszukosten. Was Kradolfer betrifft, so ist er von der ersten Sekunde an mit ganzer, ehrlicher Seele beim

Zweikampf. Es entspricht durchaus seiner Art, etwas Angefangenes bis ans bittere Ende durchzufechten.

Zunächst stehen sie noch aufrecht und halten sich feuchend umschlungen. Starb im Arm und ein Tiger an Verschlagenheit, wenn es ihn ankommt, wächst auch der Gemüsehändler nach und nach in die echte Kampfeslust hinein. Ungeübt, doch in lodern-dem Haß umkreisen sie einander, um günstige Griffe zu erhaschen. Dann gelingt es Rychner, den baumlangen, ungelenken Kradolfer zu unterlaufen, ihm die Faust in die Rippen zu stoßen und den Hals zu schlagen. Ein Tisch fliegt zur Seite, und im krachenden Hinsturz reißt der Lange den Kurzen mit. Sie wälzen sich am Boden, sie fluchen und ähzen und wollen einander an die Gurgel. Weil dies weder dem einen noch dem andern gelingt, wechselt Rychner seine bisherige Taktik: er versucht, sich aus der Umklammerung zu befreien, Kradolfer auf den Rücken zu drehen und ihm das Knie auf die Brust zu drücken. Aber seine Kraft reicht dazu nicht aus; er wird wie von einem Ringzieher festgehalten, und die Entscheidung läßt länger auf sich warten, als man hätte glauben können.

Eine kleine Kampfpause tritt ein. Brustend verschnaufen die Ermüdeten. Man denkt, daß sie nunmehr aufstehen und einander die Hand zur Versöhnung hinstrecken werden. Doch im Umsehn nimmt die Keilerei eine andere Wendung.

Denn durch eine List vermag sich Rychner ein wenig aufzurichten und vom nächsten Tisch einen schweren Zündholzstein zu erlangen. Besinnungslos zieht er damit auf und droht Kradolfer, dessen Kalabreser in eine entfernte Ecke gerollt ist, den Schädel zu zerschmettern. Das Servierfräulein, das der Balgerei bis jetzt gelangweilt zugeschaut hat, schreit gellend auf. Das ist für mich das Zeichen zum Einschreiten.

„Schlag nur zu, du Lump!“ gurgelt der Knoblauchhausierer, grimmig in sein Schicksal ergeben. Mich wundert's daß einer so dreist den Todesstreich herausfordern kann.

Doch Rychner zögert betreten, als gelte es, sich dem Befehl seines Feindes zu widersetzen. Mit leichter Mühe entwinde ich ihm den Zündholzstein, und in seinen Augen zeigt sich etwas wie Dank, als er ihn in meinen Händen sieht.

Kradolfer liegt still, überrascht am Boden und verfolgt mit einem Anflug des Bedauerns den unerwarteten Ausgang.

„Meiner Visbeth streicht er nach, der verkaufte Hund!“ bringt der Gemüsehändler halb zur Entschuldigung, halb zur Erklärung der Kriegsurfache vor.

„Rede du nur, ich weiß, was ich weiß!“ entgegnet der Knoblauchverkäufer geheimnisvoll, indem er sich mit Umsicht auf die gestiefelten Beine räfelt, seinen Hut einholt, mit wiederhergestelltem Gleichgewicht den Ausgang und sein Wägelchen gewinnt und, vom klingelnden Eselchen gezogen, durch die Gasse fährt. Als wäre nichts geschehen, macht sich kurz darauf auch Rychner in entgegengesetzter Richtung über den besonnten Marktplatz davon.

Die Serviertochter gibt mir Zurückgebliebenem Aufschluß über den Zwischenfall. Was ich erfahre, ist das uralte, unsterbliche Lied in neuer Variation: die Unheil stiftende Frau zwischen zwei Männern.

„Sie sollten sich schämen, die verrunzelten Strolche!“ schimpft sie, von der Unschuld ihres Geschlechtes überzeugt.

„Wo Eva im Spiele ist . . .“ murmele ich, ohne den Satz zu beenden; denn es wäre mir leid, jemandem unrecht zu tun.

Was wott me!

Plötzlich traf der langgefürchtete Krieg in das unvorbereitete Bewußtsein unserer Landbevölkerung. Mit unsäglich schneller Schnelligkeit verwandelten sich, selbst im neutralen Land, die Welt, das Dorf, die Landschaft, auch die Tätigkeit der Zurückgebliebenen.

In diesen sich überstürzenden und doch so unendlich langen Tagen, in denen die grauenvollen Gewitter des Krieges sich schon überall entladen, sind auch unsere Männer, die besten Kräfte unseres Volkes, fort, fern der zivilen Arbeit, den geordneten Verhältnissen, wie Zeiten des Friedens sie verbreiten.

In ergreifender Willfährigkeit wurde aufgebrochen und dem unerwarteten Befehl Folge gegeben. Gerade auf dem Lande hatte man bis zur letzten Minute gehofft und mit angehaltenem Atem auf gute Botschaft gewartet. —

Ich weiß von einem, er ließ den Pflug mitten in der Furche stehen, das Aufgebot erreichte ihn im Feld. Der alte Knecht führte den Ackerzug heim, der Meister schwang sich aufs Fahrrad, um schneller daheim zu sein.

Auch ihn hatte das Gemeinsame der Aufgabe und des Schicksals umfaßt.

Ich sagte ihm ein aufmunterndes Abschiedswort.

Was erwiderte er darauf?

„Es wär nid rächt, wen i nit derby wär.“

Auf dem Weg zum Sektionschef rief uns ein anderer ein „Bhüet Gott“ zu. Ich fragte:

„Macht's ech schwär z'goh?“

„Es mueß sy, un es schickt si, daß me geit“, gab er mit willensgerafftem Gesicht zurück.

Sah er in den schon Gefallenen der Nachbarländer ein Stück seiner selbst, seines schweren, aber freien Lebens? Sah er die umgewühlten Felder, die übereinander geschossenen Mauern, die zu Asche gebrannten Häuser, das Dunkel der aufgerissenen Massengräber, den geschändeten Frieden der Dörfer?

Der Nachbar hatte zwei Söhne im Feld. Die eingestellte Hilfskraft wurde zum Hilfsdienst aufgeboten, der alte Mann, von schwerer Krankheit geschwächt, spürt, daß die Kräfte nicht mehr zu allem reichen, und doch bleibt es ihm überlassen, die herbstlich dunkle Erde allein zu bestellen.

Am Samstag in der Morgenfrühe, als er die beiden Pferde zur Abgabe aus dem Stall führte, suchte es in dem ernststen Furchengesicht.

Was wott me! sagte er in seiner wortkargen Weise und tätschelte den Rücken des Braunen.

Was lag nicht alles in dem Wort! Sich ins Schwere fügen, Geduld haben, ausharren, tragen, schaffen, kämpfen, leiden!

Was wott me!

Er verlor die Beherrschung nicht.

Man muß auch den Auszug der Pferde miterlebt haben. Die Dorfassen wollten nicht stille werden vom Widerhall der klappernden Pferdehufe. Buben und Mädchen führten die Tiere am Zügel, stumm, viele mit verstörten Augen. Die üblichen Scherzworte blieben aus. Alle schienen beeindruckt von der, wie ihnen scheinen mochte, fast gewalttätigen Art, wie ein gefährdetes Land über den Besitz des einzelnen verfügen muß.